

M. THERESIA WITTEMANN

Beten unter Bäumen

SPIRITUALITÄT
DES WALDES BEI
FRANZ VON ASSISI

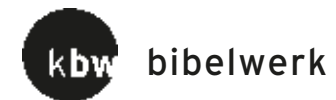


kbw bibelwerk

M. Theresia Wittemann

Beten unter Bäumen

Spiritualität des Waldes
bei Franz von Assisi





Inhalt

- Hinführung ... 9
- Wo lässt Gott sich finden? ... 13
- Leben in der Wüste – ausgesetzt und doch integriert ... 19
- Von der Wüste in den Wald ... 25
- Unterwegs zum Rand der Gesellschaft und damit
in die Nähe Gottes ... 33
- Von den Waldschwestern zu den „Armen Frauen
von San Damiano“ ... 45
- Der „finstere Wald“ als Ort des Zusammentreffens
mit den wilden Tieren ... 51
- Der Wald als Raum der Intimität zwischen Gott
und Mensch ... 59
- Exkurs: Mensch und Baum – eine geheimnisvolle
Symbiose ... 67
- Das Gebet – Kontaktaufnahme und Empfangs-
bereitschaft ... 71
- Ein Spiegelbild der Gottesliebe – der brennende Wald
von Portiuncula ... 89
- Der Wald als Ausgangspunkt für die Verkündigung
des Evangeliums ... 97
- Vergegenwärtigung des Weihnachtsgeheimnisses
im Wald von Greccio ... 105
- Lebendiges Evangelium: Verdichtung franziskanischer
Spiritualität im „Sonnengesang“ ... 115

Weckruf in Erinnerung an Franz von Assisi: Die Enzykliken

„Laudato si“ über die Sorge für das gemeinsame Haus
und „Fratelli tutti“ über die Geschwisterlichkeit
und die soziale Freundschaft ... 127

Beten unter Bäumen: Elemente für zwei Andachten

im Wald ... 141

Sommerliche Waldandacht ... 145

Franziskanische Waldweihnacht ... 153

Anmerkungen ... 161

Literatur ... 171

Die Autorin ... 175



Für meine Mitschwester und Weggefährt:innen
sowie „für alle, die im Herzen barfuß sind.“

JAN SKÁCEL/REINER KUNZE

Hinführung

Am Anfang aller Kultur steht die Wechselwirkung zwischen Mensch, Klima und Lebensraum. Wie sehr wir trotz technischer Errungenschaften und „gefühlter“ Unabhängigkeit dem Wohl und Wehe unseres Planeten verhaftet sind, zeigt uns nicht zuletzt die Ende 2019 aufgetretene Viruspandemie, die – neben schweren kriegerischen Konflikten – fast alle Menschen dieser Welt in Atem hielt und immer wieder neu aufflammt. Dabei mögen, so hoffen wir, die wenigen freiwillig isolierten Völker dieser Erde, für die unsere Solidarität und die Bezähmung wissenschaftlicher Neugier lebensnotwendig sind, diese gesundheitliche Bedrohung weitgehend unbehelligt überstehen.

Die Beherrschung der Welt, Jahrtausende hindurch als Macht über Territorium, Rohstoffe und Arbeitskräfte verstanden, offenbarte sich in den letzten Jahrhunderten auch in dem Drang, jeden Winkel dieser Erde zu erkunden und ihm sein Geheimnis zu entreißen. Im Kern findet sich ein solches Bestreben bereits in einer Traumszene des Imperators C. Julius Caesar (gest. 44 v. Chr.), die der römische Historiker Sueton überliefert:

„Auch war er (= Caesar) durch einen Traum in der vorangegangenen Nacht aus der Fassung gebracht worden – denn es war ihm im Schlaf so vorgekommen, als habe er seine Mutter vergewaltigt; Traumdeuter weckten in ihm überaus weitreichende Hoffnungen, indem sie erklärten, dies bedeute die

unbeschränkte Macht über den Erdkreis, weil die Mutter, die er im Traum überwältigt habe, nichts anderes sei als die Erde, die doch als die Mutter aller Menschen gelte.“¹

Während also ein Inzestwunsch als gesellschaftlicher Tabubruch beim Träumenden Entsetzen auslöst, werden Ruhmbegierde und Machtgelüste des jungen Adligen – ethisch ein mindestens ebenso fragwürdiges Phänomen – von den herbeigezogenen Experten ausdrücklich gutgeheißen.

Doch auch im jüdisch-christlichen Kontext rechtfertigte eine einseitige Auslegung von Gen 1,28: „Füllt die Erde und unterwerft sie euch“ bis in die jüngste Zeit die intensive Nutzung und Ausbeutung unseres Planeten und setzte sich gegenüber der zweiten Traditionslinie, die den Menschen als Geschöpf unter Mitgeschöpfen begriff (Gen 2,15), durch.

Angesichts des immer deutlicher zu Tage tretenden ökologischen Ungleichgewichts, der Erderwärmung und dem Ansteigen des Meeresspiegels sowie der unabwiesbaren Vernichtung des Lebens von Pflanzen, Tieren und Menschen sind es heute dennoch zahlreiche religiös Motivierte, die sich aktiv für ein Umdenken, die Abkehr von der Wegwerfgesellschaft und eine neue Ehrfurcht gegenüber der geschundenen Schöpfung engagieren. Dass aus dem uns anvertrauten Garten Eden nicht gänzlich ein menschengemachtes Tohuwabohu (hebr. wüst und wirr; vgl. Gen 1,2) werde, ist das Anliegen vieler, die sich angesichts des drohenden biologischen Kollapses auf den Kern des jüdisch-christlichen Glaubens besinnen.

Besonders begrüßenswert ist in diesem Zusammenhang die Initiative, der Natur einen Eigenwert zuzuerkennen und Flüsse, Berge etc. als juristische Person mit unveräußerlichen Rechten auszustatten. Kürzlich informierte der Soziologe Frank Adloff in einem Interview über die zugrundeliegende enge Verbindung von Religion und Rechtswissenschaft: „Soziologisch hat Religion immer auch die Rolle, menschlichem Verhalten wie Habgier, Ignoranz oder Selbstüberschätzung Grenzen zu setzen. Im Grunde sind diese Versuche, der Natur Rechte zu geben, auch ein Ansatz, sich aus menschlicher Einsicht selbst zu begrenzen. Und dem Recht Funktionen zu übertragen, die traditionell die Religionen innehat-ten.“² Als Vorreiter gelten dabei Länder wie Ecuador und Bolivien, in denen die Rechte von „Mutter Erde“ gesetzlich verankert wurden. In Neuseeland, Indien und Bangladesch wurden bestimmte Flüsse bereits zu juristischen Personen erklärt.³



Der Wald als Raum der Intimität zwischen Gott und Mensch

Im Folgenden soll anhand von ausgewählten Quellentexten gezeigt werden, wie Franz und seine Brüder den Wald für sich als natürlichen Ort des Gebetes entdeckten. Dabei wird der Schwerpunkt bewusst nicht auf die historische Bedeutung der Zeugnisse gelegt, sondern die Auswahl nach inhaltlichen Gesichtspunkten getroffen. Die unmittelbare Begegnung mit diesen mehrhundertjährigen Schriften, deren Verfasser zwischen historisch-biografischer Wahrheit und hagiographischer Überformung zum Zwecke der spirituellen Erbauung der Leser:innen nicht (streng) unterschieden, bedarf, wie wir gesehen haben, einer gewissen Gewöhnung. Doch kann hinter der hymnischen Sprache und teils verklärenden Sicht auf die Einzigartigkeit des Heiligen sicher die Kernaussage entdeckt und für das eigene Leben fruchtbar gemacht werden.

Anders als die Benediktiner oder andere Einsiedler des ersten Jahrtausends suchten sich die Minderen Brüder in der Regel Rückzugsorte, die so abgelegen und mitunter schwer zugänglich waren, dass sie sich nicht für eine größere Ansammlung von Menschen oder eine (spätere) Stadtgründung eigneten. Darin waren sie den Mönchen in der Wüste

verwandt. Eine prominente Ausnahme bildet eine Insel im heutigen Trasimener See:

„Als der heilige Franziskus einmal zur Fastnacht in der Nähe des Sees von Perugia im Hause eines ihm ergebenen Mannes war, bei dem er die Nacht beherbergt war, wurde ihm von Gott eingegeben, er soll auf eine Insel des besagten Sees gehen und dort die Fastenzeit halten. Der heilige Franziskus bat also seinen getreuen Freund, er möge ihn um der Liebe Christi willen mit seinem Boot auf eine Insel des Sees bringen, auf der kein Mensch wohnte. Dies soll er in der Nacht auf den Aschermittwoch tun, damit es niemand merke. Wegen seiner großen Verehrung für den heiligen Franziskus erfüllte er ihm getreulich seine Bitte und brachte ihn auf die Insel. Der heilige Franziskus aber nahm nichts mit sich, außer zwei kleine Brote. Als sie auf der Insel angelangt waren und der Freund sich aufmachte, nach Hause zurückzukehren, bat ihn der heilige Franziskus inständig, niemandem mitzuteilen, dass er sich hier aufhalte, und auch selbst nicht vor dem Gründonnerstag zu ihm zu kommen. Und so fuhr jener ab, der heilige Franziskus aber blieb allein zurück. Da es dort keine Behausung gab, in die man sich hätte zurückziehen können, kroch er in eine dichte Hecke, die viel Schlehdorn und Buschwerk hatte und so etwas wie eine kleine Hütte oder einen Unterschlupf bildete. An diesem Ort widmete er sich dem Gebet und der Betrachtung himmlischer Dinge. Er verweilte dort die ganze Fastenzeit, ohne etwas zu essen und zu trinken, außer der Hälfte eines der zwei kleinen Brote. Dies stellte nämlich jener Freund fest, als er am Gründon-

nerstag zu ihm zurückkehrte und von den zwei Broten ein ganzes und die Hälfte des anderen vorfand. Die andere Hälfte, so meint man, habe der heilige Franziskus aus Ehrfurcht vor dem Fasten Christi, des Gebenedeiten, gegessen, der vierzig Tage und vierzig Nächte fastete, ohne irgendeine materielle Speise zu sich zu nehmen. Mit jenem halben Brot trieb er das Gift der Selbstüberhebung aus und dann fastete er nach dem Beispiel Christi vierzig Tage und vierzig Nächte. Danach ließ Gott an jenem Ort, wo der heilige Franziskus solch wunderbare Entsagung geübt hatte, um seiner Verdienste willen viele Wunder geschehen. Aus diesem Grunde begannen die Menschen dort Häuser zu bauen und zu wohnen. In kurzer Zeit entstand eine schöne und große Burg, wo sich auch jene Niederlassung der Brüder befindet, die sich Inselniederlassung nennt. Heute noch [wohl um das Jahr 1385] pflegen die Männer und Frauen dieser Burg große Verehrung und Ergebenheit für jenen Ort, an dem der heilige Franziskus diese Fastenzeit gehalten hatte“ (FQ 1358–1359).

Hatten die Benediktiner und andere Missionare in den ersten Jahrhunderten nach Christus vor allem heidnische Kultstätten zum Ausgangspunkt ihrer Evangelisierung gemacht, so gingen Franz und seine Gefährten direkt in die Städte und Dörfer, um zu predigen. Für ihre eigenen Niederlassungen wählten sie verlassene oder verfallene Kapellen und Bildstöcke in der bewaldeten Ebene, also unter Einheimischen bekannte Orte aus. In der Regel gab es, wie wir bereits gesehen haben, auch einen Eigentümer des Grundstücks bzw. des aufstehenden Gebäudes. Dieser hatte sich entweder mit der

Nutzung durch die Brüder einverstanden erklärt oder zeigte sich als Wohltäter, indem er ihnen von sich aus einen Hang bzw. ein Waldstück für ihre Zwecke überließ.

Während der jeweilige sakrale Raum, der nach wie vor Wanderern oder Schutzsuchenden zur Verfügung stand, dem gemeinsamen Gebet diente, zogen sich die Brüder zum persönlichen Gebet einzeln in den Wald zurück. Er fungierte als bevorzugter Ort der Intimität mit Gott, der das franziskanische Selbstverständnis entscheidend geprägt hat. Dies ist bereits 1219 allgemein bekannt, wie folgendes, mit märchenhaften Zügen ausgestattetes „Gleichnis“ zeigt, das der englische Kleriker Odo von Cheriton niederschrieb: „Weil Bruder Franziskus, ohne einen Unterschied zu machen, jeden, der kam, in den Orden aufnahm, fragte man ihn, wer denn seine Brüder ernähren solle. Er antwortete mit folgendem Gleichnis: Ein König schwängerte im Wald ein Mädchen. Die junge Frau gebar einen Sohn. Nachdem sie ihn geraume Zeit großgezogen hatte, kam sie an den Hof des Königs, denn sie wollte, dass dieser von nun an seinen Sohn ernähre. Als man dies dem König meldete, sagte er: ‚So viele Bösewichte und Nichtsnutze essen mein Brot. Da ist es nur recht, dass auch mein Sohn so viel erhält, wie er zum Leben braucht.‘ Und Franziskus erklärte auch gleich diese Parabel, indem er sagte, er sei diese Frau, die der Herr mit seinem Wort geschwängert habe, weswegen er so viele geistliche Söhne zur Welt gebracht habe. Wenn also der Herr schon so viele Ungerechte ernähre, dürfe man sich nicht wundern, dass er mit den fremden auch seine eigenen Söhne am Leben erhalte“ (FQ 1554).

Sein erster Biograf, Thomas von Celano, widmet dem ‚Gebetsverhalten‘ des Heiligen in seiner zweiten Lebensbeschreibung ein eigenes Kapitel. Dessen zentrale Aussagen sollen im Folgenden für sich sprechen:

„Immer suchte er einen verborgenen Ort auf, wo er nicht nur mit seinem Geist, sondern auch mit allen seinen Gliedern auf Gott hingerrichtet sein konnte. Wenn er plötzlich in der Öffentlichkeit ergriffen und vom Herrn heimgesucht wurde, machte er sich aus seinem Mantel eine kleine Zelle, um nicht ohne Zelle zu sein. Manchmal, wenn er keinen Mantel bei sich hatte, bedeckte er wenigstens mit dem Ärmel das Gesicht, um das verborgene Manna nicht preiszugeben. Immer wusste er etwas zwischen sich und die Umstehenden zu stellen, damit sie nicht seine Berührung mit dem Bräutigam merkten. So konnte er sogar im engen Raum eines Schiffes mitten unter vielen Leuten ungesehen beten. Wenn er schließlich gar nichts von dem tun konnte, machte er aus seinem Herzen einen Tempel. Seine Entrückung nahm Schluchzen und Seufzen, sein Aufgesogensein in Gott keuchendes Atemholen und äußeres Mienenspiel weg. [...] Wenn er aber in Wäldern und einsamen Orten betete, erfüllte er das Gehölz mit Seufzen, netzte den Boden mit Tränen, schlug sich mit der Hand die Brust. Wie wenn er dort eine noch verborgenere Geheimkammer gefunden hätte, sprach er oft in lautem Zwiegespräch mit seinem Herrn. Dort stand er Rede und Antwort seinem Richter, dort flehte er zum Vater, dort besprach er sich mit dem Freund, dort spielte er mit dem Bräutigam. Ja wirklich, um alle Fasern seines Herzens

auf vielfache Weise zu einem Ganzopfer zu machen, stellte er sich den höchst Einfachen in vielfacher Gestalt vor Augen. Oft betete er, ohne die Lippen zu bewegen, in seinem Innern. Alles Äußere wusste er nach innen zu kehren, um dann seinen Geist davon ab- und nach oben zu lenken. All sein geistiges Schauen und sein ganzes Gemüt richtete er so einzig und allein auf das Eine, das er vom Herrn begehrte. Der ganze Mensch war nicht so sehr Beter als vielmehr selbst Gebet geworden. [...] Wenn er von einem Geschäft beansprucht war oder sich auf der Reise befand und leise Berührungen der Gnade verspürte, kostete er mit Unterbrechungen, aber doch immer wieder, jenes süßeste Manna. Sogar unterwegs blieb er stehen und ließ die Gefährten vorausgehen, um die neue Eingebung des Geistes zu genießen. So empfing er die Gnade nicht vergeblich“ (FQ 352–353).

